

Rezension, August 2008
© Dr. Sabine Schiffer

Avidan, Igal (2008): *Israel: Ein Staat sucht sich selbst*. München: Diederichs. 216 Seiten, ISBN 978-3-7205-3046-0.

Auf den Autor wurde ich bei der „Nürnberger Sicherheitstagung 2008“ aufmerksam, da er sich von der Mehrzahl der übrigen Referenten auffallend unterschied. Igal Avidan bot ein für die Veranstaltung ungewöhnliches Sicherheitskonzept an, das er aus der Kooperation des Kibbuz Meretz mit dem palästinensischen Nachbardorf Qaffin ableitet. Dieses Konzept, das auf gewachsenem Vertrauen basiert und selbst Krisen stand hielt, sorgte für einige Irritationen bei der Tagungsleitung. Das hat mich neugierig auf das Buch des Journalisten und Ma'ariv Korrespondenten gemacht, in dem diese Geschichte jüdisch-palästinensischer Nachbarschaftshilfe enthalten ist.

Es handelt sich um ein vergleichsweise schmales Buch für die komplexe Thematik, manche Details fehlen daher. Aber Avidan gelingt es dennoch, eine Übersicht über die Befindlichkeiten vieler Einzelner in Israel-Palästina zu liefern – Innenperspektiven, Facetten, Alltagsaspekte, die die Abendnachrichten nicht liefern. Dabei sucht der Autor dezidiert nicht nach Schuldigen, sondern lässt sich ausschließlich vom Blick auf die ganz konkreten menschlichen Tragödien leiten.

In sieben Kapiteln teilt Avidan seine Beobachtungen ein. Sie ranken sich um Themen wie die markierten Jahre 1948, 1967, Grenzen, Demokratie, Orthodoxie, Holocaust und Zionismus. Nach einer kurzen Einleitung nimmt der Autor in einem ersten Unterkapitel zunächst die Perspektive von Aytan Bronstein ein. Der Zochrot-Gründer verzweifelt oft an der Fähigkeit seiner Landsleute, die Erinnerung an die palästinensische Vorgeschichte Ausdruck verleihen. Avidan beschreibt einige der Aktionen des Aktionskreises um Bronstein und die Erkenntnis, die ihn diesen Weg gehen ließ. Während Bronstein sich für mehr Bewusstsein um die Zerstörung der palästinensischen Dörfer und eine Anerkennung derjenigen einsetzt, die ihre Heimat verloren haben, stellt Avi Farhan ein aktuelles Beispiel für Heimatverlust dar – wenn auch unter gänzlich anderen Vorzeichen. Dieser durch-und-durch-Zionist ist eine eher tragische Figur: Erst besiedelt er den Sinai, dann den Gaza-Streifen und nach seiner Evakuierung 2005 hofft er auf einen Ort, wo er für immer bleiben kann – im Norden Israels an der Küste.

Einen solchen Ort in ihrer alten Heimat oder der verblichenen Heimat der Eltern erhofft sich auch eine wachsende Zahl palästinensischer Flüchtlinge vor allem, aber nicht nur in den Nachbarstaaten Israels, denen wie zum Beispiel im Libanon jegliche staatliche Integration verwehrt wird. Dennoch geht der Autor nur am Rande auf die Situation palästinensischer Flüchtlinge in den einzelnen Ländern um Israel herum ein. Er fokussiert das Thema Rückkehrrecht ganz aus israelischer Perspektive: Dabei ermittelt er Umfrageergebnisse, die belegen, dass auch, wenn alle Flüchtlinge von Israel das ihnen zustehende Rückkehrrecht erhalten würden, nur ein Bruchteil

der weltweit verstreuten Palästinenser wieder in das heutige Israel einreisen wollen würden.

Dennoch favorisiert er die Lösung der Initiative des ehemaligen Geheimdienstmannes Ayalon und des Professors Nusseibehs von der Al-Quds-Universität in Jerusalem – eigentlich zweier Randfiguren der israelischen wie palästinensischen Gesellschaft. Ihnen sei es zwar gelungen, ein gewisses Bündnis an Sympathisanten in der jeweiligen Bevölkerung zu gewinnen, aber auch das kann nicht als repräsentativ für die allgemeine Stimmung gelten – hier scheint Avidans Ansatz zu idealistisch. Im Gegensatz zur Genfer Initiative schlagen sie vor, dass die Flüchtlinge, deren Schicksal im Mittelpunkt des neuesten Buches Ilan Pappes stehen und die nach seiner Recherche mehrheitlich eigentlich als „Vertriebene“ bezeichnet werden könnten, nur in einen zukünftigen palästinensischen Staat „zurückkehren“ dürften. Ein schmerzhafter zweiter „Kaiserschnitt“ nach dem ersten von 1948, wie Avidan schlussfolgert.

Im Gegensatz zu Pappes lehnt Benny Morris die Theorie einer systematischen Vertreibung ab und Avidan verfolgt dessen Weg von der Anerkennung der Flüchtlingsfrage an sich und seiner damit verbundenen Ächtung in Israel in den 80er Jahren bis hin zur Abkehr Morris' vom palästinensischen Anliegen. Mehr Tiefe in Sachen Benny Morris bringt das im April 2008 erschienene Buch von John Bunzl und Alexandra Senfft „Zwischen Antisemitismus und Islamophobie“.

Auch die Palästinenser in Israel, die sog. „israelischen Araber“ seien noch weit von einer wirklichen Gleichberechtigung entfernt, wie an dem Beispiel von Adel und Iman Ka'adan deutlich wird. Avidan schildert nachfühlbar, wie sie zehn Jahre lang vor Gericht kämpfen, bevor sie die Erlaubnis erhalten, im jüdischen Dorf Katzir zu wohnen. Das Zusammenleben der verschiedenen Bürger Israels war von Staats wegen offensichtlich nicht vorgesehen. Überhaupt wird an einigen Beispielen deutlich, dass eine Trennung von Juden und Palästinensern vor allem von offizieller Seite forciert wird, während auf der zwischenmenschlichen Beziehungsebene durchaus Kooperation im Alltag stattfindet – trotz Mauern und Checkpoints. Exemplarisch hierfür steht die jüdisch-arabische Stadt Ramla, östlich von Tel Aviv, die vor 1948 Ramle hieß. Hier wollten arabische Kinder auf dem neuen Spielplatz für jüdische Kinder mitspielen und gruben einen Durchschlupf unter eine Sicherheitsmauer, der dann auch von der anderen Seite interessiert genutzt wurde.

Der Autor zeichnet auch immer wieder Stimmungsbilder anhand von Literatur, Film- und Theaterproduktionen nach, die oft mehr aussagen als Statistiken oder ad hoc gezogene Grenzlinien. Wie die Grüne Linie erst langsam Einzug in israelische Schulbücher hält, ist auch Thema und zeugt von einer Politik der Vereinnahmung, die sich in dem niederschlägt, was man die Bürger wissen lassen möchte und was nicht.

Avidan betrachtet die Situation aus einer israelischen Perspektive heraus ohne dabei die Menschen und ihre Bedürfnisse auf „der anderen Seite“ aus dem Blick zu verlieren. Aber nicht nur das Verhältnis von Juden und Arabern bildet das Thema des Buches, sondern auch die Diskrepanzen zwischen anderen Gruppen innerhalb der „israelischen Gesellschaft“. Inzwischen sind aus der ehemaligen Sowjetunion neben einigen jüdischen Familien auch viele Nichtjuden nach Israel eingewandert und mit ihnen der Antisemitismus, den Avidan aber auch als Reaktion auf die lediglich religiös angebotene Integration in ein ansonsten stark säkulares Land gelten lassen würde. Genau dieses Phänomen stellt für Konvertiten ein Problem dar, da sie nur in eine bestimmte – sehr stringente – Rechtsschule eingegliedert werden können. Das Misstrauen gegenüber Neuzugängen scheint dort besonders groß und anhand des

Beispiels einer bereits in Frankreich konvertierten Französin im Kapitel „Jüdin werden – zweimal“ wird deutlich, wie schwer es ist, sich auf diesem Wege gerade in Israel nicht entmutigen zu lassen.

Russen und Konvertiten seien aber gar nicht nötig, damit sich zwischen den einzelnen jüdischen Gruppierungen – von säkularen bis Orthodoxen in mehreren Schattierungen – genügend Spannungsfelder auftun. Der Autor konterkariert mit den ausgewählten Beispielen immer wieder Erwartungen, wie etwa durch das Portrait einer orthodox lebenden Jüdin, die von dem Verhalten ultra-orthodoxer Juden angesichts der Ermordung Rabins so schockiert war, dass sie in die Politik ging und sich für eine humane und weltoffene jüdische Orthodoxie einsetzt. Nicht ausgespart wird die Problematik der steuerfinanzierten Religionsschüler, die zum großen Teil eher antistaatliche und desintegrierende Ansichten vertreten.

Als Mikrokosmos der Spannungen zwischen Juden und Israelis (sic!) führt Avidan das Örtchen Yavne'el an. Die zumeist vom säkularen Judentum zum Orthodoxen bekehrten Chassidim verordnen gerne allen das Einhalten der Schabbat-, Speise- und Reinheitsregeln der Halacha. Sie beanspruchen mit ihrer religiösen Ausrichtung auch den öffentlichen Raum und dafür ernten sie von den Ortsansässigen keine Sympathien. In Jerusalem scheint die religiöse Sichtbarkeit die säkulare zu verdrängen – ein für Außenstehende kurioser Aspekt demografischer Überlegungen. Wer aber glaubt, die Diskrepanz zwischen Juden und Israelis bereits mit der Einteilung in Säkulare und Orthodoxe erfasst zu haben, wird an Uzzi Ornan scheitern, der als Jude und israelischer Staatsbürger darum kämpft, als Mitglied der „israelischen Nation“ anerkannt zu werden. Ornans Fall erinnert an Boaz Evrons Buch „Jewish State or Israeli Nation?“, das 1995 die Diskussion um die mögliche Aufgabe des Konzepts eines „jüdischen Staates“ zugunsten einer heterogenen „israelischen Nation“, die Araber wie Juden wie andere gleichwertig als seine Staatsbürger anerkennt, über die Grenzen Israels hinaus öffentlich machte.

An dieser Stelle möchte ich zur Lektüre der von Igal Avidan lebendig geschriebenen Zeitgeschichte Israels auffordern, denn die noch viel weiter reichenden Einzelheiten würden diesen Text sprengen – aber ein tieferer Einblick lohnt sich. Die Ambivalenz vor Ort ist spürbar und auch die des Autors, der derzeit in Berlin lebt. Während die geschilderten Alltagssituationen sich fast wie Normalität anfühlen, scheint immer wieder die Notion eines ständigen Ausnahmezustands bzw. einer alles umfassenden der Vorläufigkeit durch. Das Buch kann keine Lösung anbieten und bestimmte Prämissen werden auch nicht in Frage gestellt, etwa die der Notwendigkeit von Bevölkerungskontrolle auf Grund „zu wählender“ Mehrheitsverhältnisse. Die Lebensnähe ist dennoch sympathisch und zeigt die Möglichkeiten des Zusammenlebens der Menschen vor Ort auf – auch wenn so manche Schilderung für Ortsfremde auch einmal absurde Züge haben mag. Avidan ermöglicht den Lesern einen neugierig machenden Einblick in das, was das Leben in diesem Landstrich ausmacht und fordert ganz nebenbei zu mehr konstruktiver Differenziertheit auf.